Echo der Arbeit

HÜTTENWERK OBERHAUSEN AKTIENGESELLSCHAFT



G. STEINMANN 56

10

Verlagspostamt Oberhausen/Rheinland

Nur für Betriebsangehörige



Was den Künstler an der Ruhrlandschaft von jeher angezogen hat, das sind die verwegenen Formen dessen, was der Mensch hineingebaut hat, bizarr und gigantisch. Aber auch der arbeitende Mensch selbst — etwa am Hochofen oder im Walzwerk — ist heute oft Gegenstand künstlerisch-malerischer Betrachtung. Zwei Maler, unser Werksangehöriger Günter Steinmann und der Essener Kunstmaler Ernst Stosch, verleihen mit dieser Ausgabe der Werkzeitung ihrer Wahrnehmung Ausdruck von der Industrie und dem sie beherrschenden Individuum. Der eine in abstrakt-nüchterner Form, die gleichermaßen mit Verstand und Herz aufgefaßt werden will, der andere betont konservativ-naturalistisch. In beiden Auffassungen liegt Ausdruckstiefe und Empfindungskraft, wenn auch, wie als Titelbild und auf der Rückseite, durch eine gewisse künstlerische Eigenwilligkeit kundgetan.

JAHRGANG 7 5. JUNI 1956 10

AUS DEM INHALT:

Ruhr-Hütten noch immer veraltet
*
Quartostraße
*
Ein Maler sieht die Industrie
*
Schwerer Unfall verhütet
*
Sorgenkind: Unsere Konjunktur
*
Kunst für unsere Zeit
Zeit für unsere Kunst
*
Schöpferischer Ausdruck
moderner Formgebung

ECHO DER ARBEIT Herausgeber: Hüttenwerk Oberhausen Aktiengesellschaft. Verantwortlich: Direktor Karl Strohmenger. Red.: Karl-Heinz Sauerland, Oberhausen (Rhld.), Werksgasthaus. ECHO DER ARBEIT ist eine zweimal monatl. erscheinende Werkzeitschrift für die Mitarbeiter der Hüttenwerk Oberhausen AG. Auflage: 17000 Expl. VVA-Druck, Oberhausen. Klischees: Vignold, Essen.

Ruhrgebiet - Schmelztiegel Europas

Da war ein römischer Feldhauptmann, ein schwarzer Kerl, braun wie 'ne reife Olive, der hat einem blonden Mädchen Latein beigebracht. Und dann kam ein jüdischer Gewürzhändler in die Familie, das war ein ernster Mensch, der ist noch vor der Heirat Christ geworden und hat die katholische Haustradition begründet. Und dann kam ein griechischer Arzt dazu oder ein keltischer Legionär, ein Graubündener Landsknecht, ein schwedischer Reiter, ein Soldat Napoleons, ein desertierter Kosak, ein Schwarzwälder Flößer, ein wandernder Müllersbursch vom Elsaß, ein dicker Schiffer aus Holland, ein Magyar, ein Pandur, ein Offizier aus Wien, ein franz. Schauspieler, ein böhmischer Musikant — das hat alles am Rhein gelebt, gerauft, gesoffen und gesungen und Kinder gezeugt — und — und der Goethe, der kam aus demselben Topf, und der Beethoven, und der Gutenberg, und der Matthias Grünewald, und — ach was, schau im Lexikon nach. Es waren die Besten, mein Lieber! Die Besten der Welt! Und warum? Weil sich die Völker dort vermischt haben. Vermischt — wie die Wasser aus Quellen und Bächen und Flüssen, damit sie zu einem großen, lebendigen Strom zusammenrinnen. Vom Rhein — das heißt: Vom Abendland.

Aus Carl Zuckmayer: „Des Teufels General"

Wenn wir heute fragen: „Woher stammst du?" oder „Was bist du für ein Landsmann?" so wird man meistens hören: „Aus Gelsenkirchen", „aus Bottrop" oder „aus Oberhausen". — Vor einigen Jahrzehnten hieß das noch: „Aus dem Hunsrück", „aus Westpreußen", „aus Oberschlesien". — Das Land zwischen Rhein, Ruhr und Emscher wurde Heimat für Tausende, die in der Zeit des Aufblühens der Industrie eine Verbesserung ihrer Lebensbedingungen hier suchten und fanden. Wie man den Rhein die Kelter Europas nennt, so wurde das Ruhrland zum Schmelztiegel aller deutschen Stämme, zur Geburtsstätte eines neuen Menschenschlages, des ruhrländischen Menschen.

Gegen Mitte des vergangenen Jahrhunderts setzte die Völkerwanderung ins Ruhrgebiet ein. Es begann, als man gerade gelernt hatte, Koks zur Verhüttung des Eisens zu verwenden. Das war die Geburtsstunde der Ruhrindustrie. Seither ist der Zug derjenigen, die dem Industrie-Sog folgten, nicht mehr abgerissen. Das Revier nahm sie alle auf. Zuerst kamen die Zuwanderer aus der Eifel, dem Hunsrück und dem Westerwald. Sie bilden zusammen mit den Alteingesessenen, zumeist Bauern und ländlichen Handwerkern aus dem Landstrich zwischen Emscher und Ruhr, gewissermaßen den Stamm der Ruhrgebiets-Bevölkerung. Dann kamen die Leute aus dem Osten hinzu. Die ersten, die damals kamen, so um 1870, waren Schlesier aus dem Waldenburger Bergland. Danach kamen Oberschlesier. Ihnen folgten West- und Ostpreußen. Aber nicht alle, die ins Ruhrgebiet strömten, waren deutsch: Polen, Italiener und Holländer kamen zu Tausenden. Das Revier hat sie verdaut, genau so wie es sich in unseren Tagen die Hunderttausende einverleibte, die ein politischer Unverstand aus der angestammten Heimat vertrieb.

Alle, die sich im Laufe der Jahrzehnte einfanden, um Bergleute zu sein, an den Hochöfen oder Walzenstraßen tätig zu sein, in der Stahlverarbeitung zu wirken oder am Aufschwung der chemischen Industrie teilzunehmen, alle diese vermischten sich mit denen, die schon im Land zwischen Lippe und Ruhr saßen. Im Jahre 1835 betrug die gesamte Einwohnerschaft des heutigen rheinisch-westfälischen Industriegebietes rund 400 000 Menschen. Bis zum Jahre 1870 verdoppelte sich diese Zahl. 1910 waren es schon dreieinhalb Millionen Menschen, und 40 Jahre später, 1950, waren weitere anderthalb Millionen hinzugekommen. Aus 400 000 Menschen waren fünf Millionen geworden. All diese Menschen haben im Ruhrgebiet nicht nur Beschäftigung, sondern eine Heimat gefunden, in der sie nicht nur arbeiten, sondern auch leben.

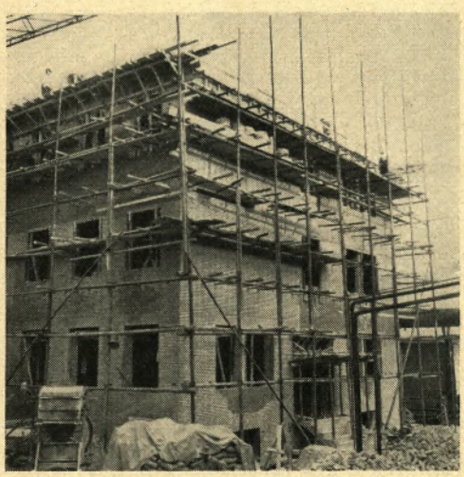
In wenigen Generationen wurde aus all jenen Menschenströmen, die dem Revier zuflossen, ein Neuer: der ruhrländische Mensch. Heute ist das Ruhrvolk vielfältig versippt, nicht etwa ein Volk von durcheinanderlaufenden Fremdlingen, sondern längst ein in sich geschlossenes Industrievolk. Ein Menschenschlag, der nach vorne schaut, in die Zukunft, ohne nennenswerte Tradition, aber dennoch unvorstellbar reich ist, wenn man den vorangestellten Worten Carl Zuckmayers Glauben schenkt. S.

thyssenkrupp Corporate Archives



Als eines der vielen Wunder der Schöpfung war kürzlich diese stille Schönheit aus der Blumenwelt, eine blaue Passionsblume (Passiflora quadrangularis), in der Werksgärtnerei zu sehen. Jedoch nur für einen Tag, denn am Morgen in einem lebhaften Violett aus der Knospe sich erschließend, war die Blüte schon 24 Stunden später welk und fahl. Eine begnadete Schönheit und vielleicht darum zu einem frühen Sterben verurteilt — eines der unergründlichen Gesetze der Natur ... In der botanischen Kategorisierung gehört diese Passionsblumenart zur Familie der Passifloraceen. Sie sind tropischer Herkunft und kommen meist als kletternde Halbsträucher oder Stauden vorwiegend in Zentralamerika vor. In Peru und Brasilien wird die blaue Passionsblume als Zimmerpflanze gepflegt und im Sommer auch an sonnigen Spalieren gezogen. Die Früchte der Passiflora quadrangularis sind den Granatäpfeln ähnlich, ihr saftiges Fleisch ist eßbar. In Europa gedeiht die blaue Passionsblume nur in Gewächshäusern und botanischen Gärten, blüht jedoch sehr selten und stets nur einen Tag lang. Bekannter ist hier die weißlichgelb blühende, bedeutend kleinere Art. Den Namen hat die Passionsblume von der ungewöhnlichen Form ihrer Blütenteile erhalten, die man mit den Attributen der Leiden Christi verglich: Die drei Narben mit den Nägeln, den rotbesprengten Fadenkranz mit der Dornenkrone, den gestielten Fruchtknoten mit dem Kelch, die fünf Staubbeutel mit den Wunden, die Blätter mit der Lanze und die Ranken mit den Peitschen. Von den 250 Arten ist die hier gezeigte eine der schönsten.

Das neue Mannschaftsgebäude für die Belegschaft des Grobblechwalzbetriebes geht seiner Vollendung entgegen. Die Außenarbeiten konnten inzwischen abgeschlossen werden, mit der Fertigstellung der restlichen Inneneinrichtung ist in den nächsten Tagen zu rechnen. Das Erdgeschoß wird die Betriebsbüros aufnehmen, von denen das Planungsbüro bereits eingezogen ist. In den beiden Obergeschossen befinden sich die gleichfalls zum Teil schon belegten Umkleide- und Waschräume für die Belegschaft. Die gesamte Einrichtung entspricht neuzeitlichen Anschauungen und ermöglicht mit den großen, hellen Räumen peinlichste Sauberkeit. In den Waschräumen kann sich beispielsweise die Belegschaft durch die Berieselung der Füße mit einer desinfizierenden Flüssigkeit gegen Fußpilzerkrankungen schützen. Nicht zuletzt ist dafür gesorgt worden, daß der Belegschaft beim Umkleiden und Waschen genügend Platz zur Verfügung steht. Alles in allem ist, wenn man dieses Mannschaftsgebäude mit der alten Unterkunft vergleicht, eine Einrichtung geschaffen worden, die allen hygienisch. Anforderungen Rechnung trägt.



Schnappschüsse



Ein Wetter, wie man es sich besser nicht wünschen kann, war diesmal der wohlgelungene äußere Rahmen beim Lehrabschluß-Ausflug unserer gewerblichen und kaufmännischen Lehrlinge. Unser Foto zeigt sie im Bergischen Land, als Kulisse Schloß Burg an der Wupper, die alte Residenz der Grafen von Berg, die im nächsten Bericht unserer Fortsetzungsreihe „Wie Oberhausen entstand" eine Rolle spielt. — — Schon früh um 6.30 Uhr ging's los, per Autobus über Bredeney, Werden, Velbert, Solingen, Leichlingen nach Altenberg, wo der gotische Dom — imposant vor allem das riesige Kirchenfenster — besichtigt wurde. Nach einer Fahrt über das im Frühlingszauber daliegende Dhünn- und Eifgental kam man nach Schloß Burg und nach einer Fußwanderung, an Waldhängen entlang und über felsige Pfade, nach Müngsten. Hier war es die 107 Meter hohe Eisenbahnbrücke, die die Aufmerksamkeit in Anspruch nahm; ein imposantes Bauwerk, das unserem Nachwuchs ins Gedächtnis rief, welch große Konstrukteure auch unsere Väter und Großväter waren und welch gewaltige Ingenieurleistungen der Werkstoff Stahl ermöglicht. In Mülheim-Saarn, wo fleißig das Tanzbein geschwungen wurde, fand die Fahrt ihren fröhlichen Abschluß.



Auch ein industriereiches Gebiet kann, wie dieser vom Flugzeug aus mit der Kamera festgehaltene Blick auf das „Herz" der Großstadt Oberhausen zeigt, seine landschaftlichen Reize besitzen. Im Vordergrunde sehen wir das Stadion Niederrhein, dahinter das Freibad. Kühn in seiner Größe ragt rechts der Gasometer des Hüttenwerks in den Blick auf den von Osterfeld und Bottrop begrenzten Hintergrund. Und wenn auch das rechts im Bilde sichtbare breite Band keine Donau und kein Rhein, sondern „nur" der Rhein-Herne-Kanal ist — die Stadt hat ihm, wie auch der „schwarzen" Emscher, (l. vom Stadion) viel zu verdanken!

thyssenkrupp Corporate Archives

Fragen des Eisenpreises sowie des Kapazitätsausbaus der westdeutschen Eisen schaffenden Industrie standen im Mittelpunkt der Jahrestagung der Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie in Düsseldorf. Es wurde festgestellt, daß die westdeutsche Eisen schaffende Industrie in ihrem Wachstum gegenüber anderen stahlproduzierenden Ländern zurückgeblieben ist. Erhebliche Investitionen werden in den nächsten Jahren notwendig sein, um die Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Eisen- und Stahlindustrie auf dem Weltmarkt zu behaupten.

Ruhr-Hütten noch immer veraltet

Eingangs gab Professor Dr. Friedrich A. Lutz, Zürich, eine recht optimistische Prognose zur konjunkturellen Entwicklung. Er hat den Versuch unternommen, die Entwicklung des Sozialprodukts und damit auch des Stahlbedarfs in Westdeutschland bis zum Jahre 1980 zu schätzen. Er kam dabei unter Berücksichtigung zahlreicher und negativer Einflüsse zu dem Ergebnis, daß in der Bundesrepublik in 25 Jahren im ungünstigsten Falle ein Stahlbedarf von 46 Millionen Tonnen vorhanden sein werde. Das ist etwas mehr als das Doppelte der tatsächlichen Produktion des Jahres 1955, die 21,3 Millionen Tonnen betrug.

Dr. Gerhard Schroeder, der bisherige Vorsitzende der Wirtschaftsvereinigung, bezog sich dagegen auf die womögliche Entwicklung nur bis 1960 und stellte fest, daß in fünf Jahren die Stahlproduktion in der Bundesrepublik um 35 Prozent anwachsen werde. Das würden etwa 29 Millionen Tonnen bedeuten. Gleichgültig, ob man den Stahlbedarf für 1960 oder 1980 errechnet — feststeht, daß der Stahlverbrauch in den nächsten Jahren und Jahrzehnten erheblich steigen wird. Hierzu einige Zahlen: Die US-Stahlindustrie rechnet bis 1957 mit einem möglichen Kapazitätszuwachs von 50 Millionen Tonnen, d. h. fast 50 Prozent. Die Sowjetunion will ihre Rohstahlerzeugung des abgelaufenen Jahres von 45,2 Millionen Tonnen schon bis 1960 um 50 Prozent auf mehr als 68 Millionen Tonnen steigern. Die britische Stahlindustrie erwägt Pläne, bis 1960 die Stahlproduktion um etwa 25 Prozent zu steigern. In Frankreich nannte ein berufener Vertreter der Stahlindustrie Zahlen, die bis zum Jahre 1960 eine Steigerung von 38 Prozent erwarten lassen. In Italien gehen die Pläne noch bedeutend höher.

Die deutsche Eisen- und Stahlindustrie — so stellte Dr. Schroeder fest — befinde sich heute in einem Zustand fast völliger Ausnutzung ihrer Anlagen. Doch müsse man sich vor Augen halten, daß die Leistung — „mag sie uns auch noch so großartig erscheinen" — gegenüber den anderen großen Stahl erzeugenden Ländern zurückgeblieben sei. Auf der Basis von 1936 liege die westdeutsche Stahlerzeugung bei der Indexzahl 142, in Frankreich dagegen auf 188, in den USA auf 217 und in der Sowjetunion sogar auf 277. Der Gesamtindex der Stahlverarbeitung in Westdeutschland, so stellte Dr. Schroeder im Vergleich hierzu fest, liege bei 192 und der der westdeutschen Elektroindustrie sogar bei 493.

Dieses Zurückbleiben der deutschen Eisen schaffenden Industrie komme am deutlichsten in der Tatsache zum Ausdruck, daß Deutschland, früher eines der großen Stahl-Export-Länder Europas, seit Januar 1955 mehr Stahl importiert, als es exportiert. „Da wir davon ausgehen dürfen", so sagte Dr. Schroeder wörtlich, „daß unsere Fachleute und Belegschaften nicht weniger tüchtig und fleißig sind als die anderer Länder, ist ganz offensichtlich, daß unsere Investitionen bei weitem noch nicht das gebotene Maß erreicht haben." Zwar liege in Frankreich und Deutschland mit je rund fünf Milliarden DM das Investitionsvolumen der Eisen schaffenden Industrie auf gleicher Höhe, doch bezögen sich die Beträge in Frankreich auf eine Erzeugung von 12,6 Mill. Tonnen, in Deutschland dagegen auf eine solche von 21,3 Mill. Tonnen.

Auf den Eisenpreis zu sprechen kommend, erklärte der Referent, daß der Eisen- und Stahlpreis, ähnlich wie der Kohlepreis, ein „politischer" Preis sei, der in Zeiten einer sinkenden Markttendenz sehr gern den Spielregeln des Marktes überlassen würde, während man bei allgemein steigender Konjunktur gerade den Bergbau und die Eisen schaffende Industrie stets an ihre allgemeine Verpflichtung erinnert, das Preisniveau niedrig zu halten. Doch damit diese Bemerkung zu keinerlei Mißverständnissen Anlaß gab, betonte Dr. Schroeder ausdrücklich:

„Die westdeutsche Eisen schaffende Industrie erkennt die volkswirtschaftliche Verpflichtung an, den Stahl möglichst billig zur Verfügung zu stellen. Sie bejaht auch, wie immer wieder bewiesen, den Grundsatz möglichst stabiler Eisenpreise im Auf und Ab der Konjunktur."

Daß dies keine leere Phrase sei, bekräftigte er mit der Tatsache, daß die Bundesrepublik das einzige Land sei, in dem trotz erheblich gestiegener Kosten der Eisenpreis unter dem des Jahres 1953 liege. Demgegenüber haben die USA sowie England den Eisenpreis seit 1953 um 20, Belgien um 18, Luxemburg und Holland um 16 und Frankreich um 15 Prozent erhöht. In der gesamten Montanunion, in der alle Rohstoffe und Fertigerzeugnisse sich frei hin- und herbewegen können, liegt das deutsche Preisniveau weitaus an der untersten Stelle. Der Thomasstahl kostet je Tonne in anderen Ländern zwischen 30 und 60 DM mehr, der SM-Stahl zwischen 75 und 120 DM mehr als in der Bundesrepublik.

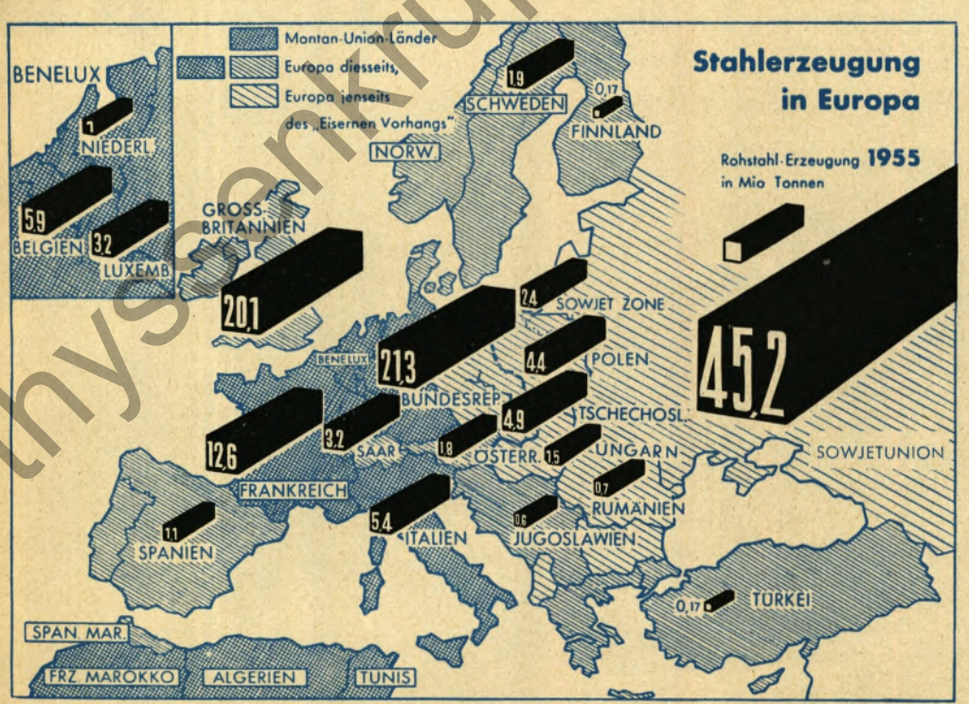
Wenn dieser Feststellung der Einwand entgegengehalten würde, daß in den USA sowie in England das Preisniveau für Eisen und Stahl dennoch unter dem der Montanunion, also auch unter dem deutschen, liege, so sei das daraus zu erklären, daß es der deutschen Eisen- und Stahlindustrie noch nicht möglich sei, mit der amerikanischen zu konkurrieren, die außer ihrem großen Vorsprung in der Modernisierung und Rationalisierung Kohle und Erz nur mit etwa 60 bis 80 Prozent des Einstandpreises, den wir in Deutschland haben, in den Hochofen einsetze. Unter Berücksichtigung der Tatsache, daß die Roheisenselbstkosten zu 81 Prozent nur aus Rohstoffkosten bestehen, verdiene dieser Umstand besonders hervorgehoben zu werden. Auch England, so sagte Dr. Schroeder, sei uns im Modernisierungszustand überlegen, habe aber außerdem noch Erleichterungen, die es in Deutschland nicht gäbe:

- die teure US-Kohle, auch soweit sie der Eisen- und Stahlindustrie zugute kommt, wird auf die Allgemeinheit umgelegt;
- der Schrottpreis auf einem ungewöhnlich niedrigen Niveau gestoppt wurde, das bisher bei 90 DM lag, während die deutsche Eisen schaffende Industrie 210 DM/t als Einkaufswert aufzuwenden hat und
- schließlich in England — im Gegensatz zum Ruhrgebiet — das aus inländischem Erz erschmolzene Roheisen billiger ist als Roheisen aus normalem Auslandsmöller.

Das erstaunliche Ergebnis, daß die gegenüber anderen Ländern in ihrer Wachstumsrate am meisten zurückgebliebene westdeutsche Eisenindustrie das niedrigste Preisniveau bis heute gehalten habe, dürfe wohl als der beste Beweis dafür angesehen werden, daß es der deutschen Eisen- und Stahlindustrie bei ihren Bemühungen um einen stabilen Eisenpreis nicht um platonische Erklärungen zu tun sei.

Während beispielsweise früher — abgesehen von den traditionellen Erzeinfuhren aus Skandinavien — auf inländischen Rohstoffen aufgebaut werden konnte, träfe der Mehraufwand für US-Kohle, der im letzten Jahr bei 80 Mill. DM lag, die deutsche Eisenindustrie im laufenden Jahr mit 150 Mill. DM. Auch in der Erzversorgung müsse auf immer weiter entfernt liegendere Quellen (u. a.

Fortsetzung auf Seite 116



thyssenkrupp Corporate Archives

QUARTOSTRASSE

Noch läuft auf der nun schon seit 55 Jahren bestehenden Triostraße im Grobblechwalzwerk der Walzbetrieb weiter, aber rundum wachsen bereits die Fundamente für neue Gerüste, Maschinen und Öfen empor. An die Stelle der alten Triostraße tritt nämlich eine moderne Quartostraße mit elektrischem Antrieb. Das bisherige Walzprogramm der Triostraße wird hinsichtlich der Blechbreite erweitert, bei günstigen Stärken bis zu Blechbreiten von drei Metern. Außerdem können beliebig dicke Bleche gewalzt werden. Die Produktion der Quartostraße wird mehr als doppelt so groß sein wie die der bisherigen Triostraße.

Der wesentliche Unterschied zwischen den beiden Walzenstraßen liegt in der Anzahl der Walzen. Das Triowalzwerk besteht aus einer Unter-, Mittel- und Oberwalze, die übereinander angeordnet sind und beim Walzvorgang ihre Drehrichtungen beibehalten. Im Quartogerüst dagegen werden zwei mittlere Walzen („Arbeitswalzen") von je einer Stützwalze abgestützt. Die Drehrichtung der Walzen muß beim Quartogerüst für Grobbleche bei jedem Walzgang („Stich") geändert werden. Das Abstützen der Arbeitswalzen hat im Vergleich zur alten Walzenanordnung (Duo und Trio) unter anderem den Vorteil, daß größere Walzdrucke ohne Gefährdung der Walzen möglich sind, was eine schnellere Walzfolge und höhere Produktion ergibt. Außerdem sind die Maßabweichungen in der Blechdicke (Toleranzen) erheblich geringer.



▲ Die ersten größeren Arbeiten für den Bau der Quartostraße begannen mit umfangreichen Ausschachtungen. Hier wird vor der Platinenhalle des Feinblechbetriebes die Baugrube für das Schalthaus I ausgehoben.



▲ An der Stelle dieses fast zehn Meter tiefen Kraters standen früher einmal die Umkleideräume für die Belegschaft des Duo- und Trio-Walzbetriebes.



▲ In der über den Gleisen bis an den Bahndamm verlängerten Tiefofenhalle werden das Quartogerüst und die beiden Walzenzugmotoren untergebracht.

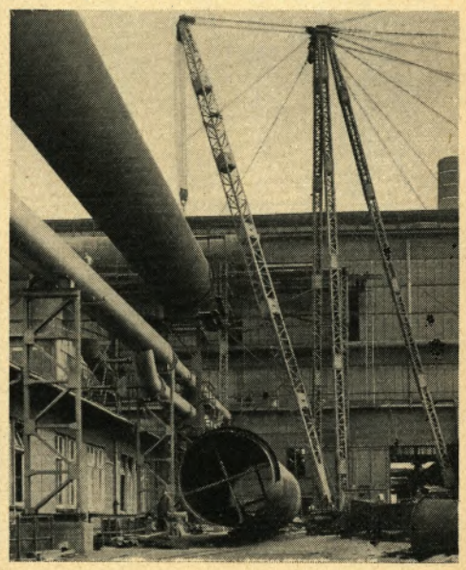


▲ Wo einst das Warmbett und die Schere I der Triostraße waren, wachsen jetzt die Fundamente für den Normalisierofen der neuen Quartostraße heran.

▼ Vom Gasometer aus geknipst: Rechts von der Dampfwolke die Verlängerung der Tiefofenhalle, dahinter das errichtete Schalthaus I; neben dem Bahndamm sind die Fundamente für die neue Gichtgasleitung zu sehen.



▼ Die Gichtgasleitung wird mit Rohren von drei Meter Durchmesser neu verlegt. Die bisherige Leitung hatte einen Durchmesser von zwei Meter.



thyssenkrupp Corporate Archives

Ein Maler sieht die Industrie

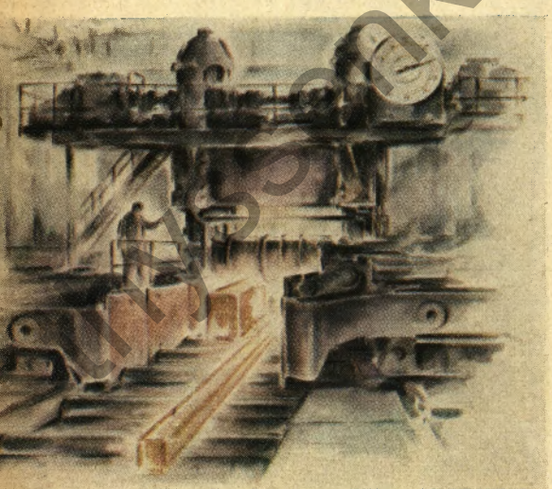


Nachdem schon des öfteren in der Werkzeitschrift die Arbeit in den verschiedenen Betrieben in gezeichneter und gemalter Darstellung veröffentlicht wurde, ist wiederholt auch die Frage nach dem Schöpfer dieser Bilder gestellt worden. Wir haben daher den Maler und Grafiker Ernst Stosch in seinem Atelier in Essen besucht.

Auch auf diesem eindrucksvollen Aquarell vom Abstich eines Siemens-Martin-Ofens erkennt man sofort die von Ernst Stosch empfundene Dynamik des Geschehnisses. Sie ist durch den starken Kontrast von Licht und Schatten markant hervorgehoben.



Der Abstich eines Hochofens, mit dem Auge des Malers gesehen: als die Entfesselung einer elementaren Kraft durch den Menschen. Die Arbeit als Bewegung wird hervorgehoben, während die Dinge nur angedeutet sind. Ein Bild, das durch den Unterschied zwischen Malerei und Photographie besticht.



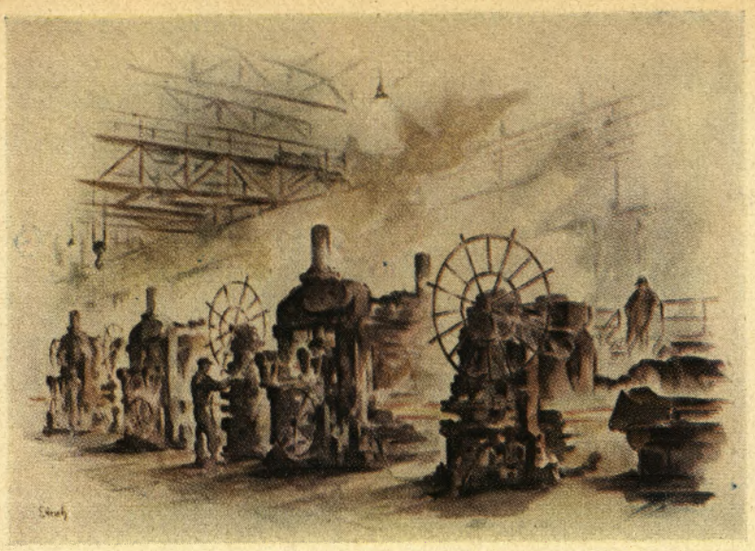
Nicht als Technik schlechthin ist hier die Walze an der Blockstraße I mit Schiebelinealen, Rollgang, Bramme und Block dargestellt, sondern gleichsam als die Folgerung von „Ursache und Wirkung", so daß sich ein sinnvoller Mechanismus offenbart.

Um einen Künstler näher kennenzulernen, muß man ihn in seiner „Werkstatt" besuchen, einen Maler also in seinem „Atelier". Der Maler Ernst Stosch arbeitet allerdings, seit sein Atelier von Bomben zerstört worden ist, vorwiegend in einem als Arbeitsraum eingerichteten Zimmer seiner Etagenwohnung und in besonderen Fällen in einem mietweise mitbenutzten Atelier. Würde aber ein Besucher mit der Erwartung zu ihm kommen, in seinem Arbeitsraum eine Einrichtung etwa in einem Stile vorzufinden, wie man ihn gemeinhin bei Künstlern vermutet, er wäre enttäuscht. Abgesehen von der Staffelei, den Farben und Skizzen auf dem großen Tisch könnte die Einrichtung dieses Zimmers ebensogut ein schlichter Wohn- oder gemütlich eingerichteter Büroraum sein. Das jedoch ist charakteristisch für die Schaffensweise dieses Künstlers, der nicht zu den sogenannten „Ateliermalern" gehört: seine eigentliche Arbeitsstelle ist der Schauplatz seiner Motive. Dort also, wo er das, was ihm zum Erlebnis wird, mit dem Stift als Skizze festhält. Arbeitszimmer und Atelier dienen Ernst Stosch lediglich zur Fertigstellung der Bilder, sozusagen zur Projizierung der in ihm Form, Gestalt und Leben gewordenen Idee. Allerdings ringt er, wie seine Skizzen und Entwürfe verraten, auch hier noch in strenger Selbstkritik um die letzte Formgebung und insbesondere um die Verlebendigung.

Denn Stosch sieht nicht das „Ding an sich", sondern das Leben in den Dingen, wobei für ihn selbst die tote Materie lebendig wird. Daraus ist auch zu erklären, warum sein Gesamtwerk — zum größten Teil von Bomben zerstört, sind von den früheren Werken leider nur noch einige Reproduktionen und Zeitschriftendrucke vorhanden — einen Widerspruch zu enthalten scheint. Das Idyllische vom Stilleben bis zum Landschaftsbild ist hier genauso vertreten wie das Industriebild in allen seinen Arten. Doch liegt darin keine Gegensätzlichkeit, sondern eine Vielfalt. So lag es auch nahe, daß Stosch, aus dessen Stil eigentlich die Beschaulichkeit des Lyrikers spricht, schließlich den Weg zur Industriemalerei fand. Anlaß gab dazu vor vielen Jahren ein Auftrag des Essener Heimatmuseums, den Essener Industriehof mit dem Thema „Kohle und Stahl" auszumalen. Die seither in Öl, Grafik, Aquarell und Tempera entstandene Anzahl von Bildern der Hüttenwerke und des Bergbaus ist groß. Ernst Stosch ging es dabei nie darum, einen „besonderen, neuen Stil" zu „erfinden", sondern er war stets nur bemüht, in die Dinge und Menschen zu sehen und das Wechselspiel ihrer Seelen in Raum und Zeit darzustellen.



Bundesarchiv Coblenz Archives



▲ Wie eine Charakterisierung des neuen technischen Zeitalters mutet dieses Bild von der kontinuierlichen Halbzeugstraße an. Der weite Raum wird von Walzgerüsten beherrscht, die — wie der teilweise erkennbare glühende Stab verrät — in Betrieb sind. Der Mensch aber, überwachend und lenkend, zeigt sich hier als Beherrscher der Materie.



▲ Der gleiche Grundgedanke spricht aus diesem Bilde von der Feinstraße. Unmittelbar an den Ofen (rechts) anschließend, steht Walzgerüst an Walzgerüst. Die Perspektive läßt die Größe und Weite der Halle erkennen. Den Mann im Vordergrund stellte Stosch etwas seitwärts: der Mensch ist vorwiegend beobachtend und steuernd tätig



thyssenkrupp Corporate Archives

Schwerer Unfall verhütet

Rasches Zugreifen bewahrte einen Kollegen vor Verbrennungen

Als Anerkennung für Mitarbeit in der Unfallverhütung erhielt kürzlich der Kollege Hermann Pallerberg (Drahtstraße) von der Abteilung Arbeitsschutz ein Bild überreicht.

Durch die Aufmerksamkeit und Entschlossenheit von Hermann Pallerberg wurde ein schwerer Unfall verhütet. Als an den Haspeln der Drahtstraße infolge einer Störung die Enden der Schlingen über den Rand schlugen, hatten Pallerberg und der Kollege Striemann die Aufgabe, die Störung zu beseitigen. Striemann rutschte dabei plötzlich aus und fiel vom Laufsteg. Hermann Pallerberg reagierte jedoch blitzschnell. Er ergriff sofort Striemann und zog ihn zum Laufsteg zurück. Ohne die Geistesgegenwart des Kollegen Pallerberg wäre Striemann auf die glühenden Drahtringe gefallen und hätte hier schwere Verbrennungen erlitten.

Mit gutem Erfolg

In Ergänzung der in Ausgabe 8 veröffentlichten Ergebnisse der Lehrabschlußprüfung der kaufmännischen Lehrlinge wird uns vom Prüfungsausschuß der Industrie- und Handelskammer mitgeteilt, daß auch dem bisherigen kaufmännischen Lehrling Dieter Gerritzen das Prädikat „mit gutem Erfolg bestanden" zuerkannt wurde.

PIEPENHEIN UND WOTTELBUCK

Piepenhein: „Verdammt, jetzt kann ich wieder 'ne Rolle Isolierband aufbrechen!"

Wottelbuck: „Wozu denn Isolierband?"

Piepenhein: „Um den Finger zu verbinden! Du siehst doch, daß ich wie 'ne abgestochene Sau blute!"

Wottelbuck: „Und da willste Isolierband nehmen? Mensch, Du bist bekloppt! — Geh doch schnell zum Heildiener!"

Piepenhein: „Hör mir auf mit dem Heildiener! Der macht gleich 'ne Unfallmeldung und nachher sagt Ihr wieder, ich hätte Euch Eure Prämie für unfallfreies Arbeiten kaputtgemacht!"

Wottelbuck: „Daß Du en Quatschkopp bist, Du Heini, das weiß ja nun schon ein jeder von uns. Aber daß Du auch unverbesserlich dumm bist, hab ich ja nun doch nicht geglaubt. Hast Du denn noch nicht begriffen, daß die Prämie erst dann weg ist, wenn es sich um einen meldepflichtigen Unfall handelt, wenn Du also drei Tage krankfeierst. Und daß Du Dir mit dem Isolierband sogar eine Blutvergiftung zuziehen und ein paar Wochen nicht arbeiten kannst, ist Dir wohl auch neu, was? — — Wenn Du so weiter machst, dann kriegen wir am Jahresende nicht nur keine Prämie, sondern müßten — wenn es so wär — noch etwas mitbringen. Und jetzt schau, daß Du gleich zum Heilgehilfen kommst, damit uns die Prämie wenigstens diesmal erhalten bleibt!"



(Fortsetzung: Ruhr-Hütten noch immer veraltet)

Venezuela, Peru, Indien) zurückgegriffen werden, was erhebliche Transportkosten verursache. Ähnlich ist es beim Schrott, den wir heute, unter Einrechnung der Frachten, in USA zu einem Preis einkaufen, der 145 DM/t über dem Inlandspreis liegt.

Dr. Schroeder betonte besonders, daß die Eisen schaffende Industrie fast alle diese Mehrkosten selbst verkraftete und der Eisenverarbeitung, auf ihren Gesamtumsatz bezogen, erst eine Beteiligung von 0,5 bis 0,6 Prozent an diesen zusätzlich Unkosten zugemutet habe. Wenn die Eisen schaffende Industrie jedoch ihren Investitionsrückstand nicht aufholen könne, laufe die verarbeitende Industrie Gefahr, daß ihr Stahlbedarf eines Tages nicht mehr gedeckt werden könne oder daß sie für ausländischen Stahl Preise zahlen müsse, die ihre Wettbewerbsfähigkeit untergraben würden. Die Eisen schaffende Industrie denke nicht daran, ihre großen Finanzierungsaufgaben über den Preis zu Lasten des Verbrauchers zu lösen. Sie sei sich völlig darüber klar, daß sie einen ganz erheblichen Teil der Kostenverteuerung werde selbst tragen müssen. Sie glaube auch in Zukunft das unterste Preisniveau innerhalb der Montanunion beibehalten zu können. Aber die eisenverarbeitende Industrie müsse einsehen, daß man nicht auf die Dauer einer Industrie, die nur mit Hilfe ausländischer Rohstoffe die Versorgung des Inlandes aufrechterhalten kann, die ganze Last der Verteuerung allein auferlegen könne. Bis jetzt jedenfalls habe die Eisen schaffende Industrie im Sinne einer Stabilhaltung des deutschen Preisniveaus eine vorbildliche Haltung bewiesen. Doch habe sie auch bei den Gewerkschaften kaum Anerkennung gefunden, als sie eine für die Allgemeinheit erfreuliche Folgerung gezogen habe, indem sie im Herbst vergangenen Jahres das Angebot gemacht habe, an Stelle einer Lohn- und Gehaltserhöhung eine Preissenkung von 7 DM je Tonne eintreten zu lassen.

Dr. Schroeder unterstrich noch mehrfach die Notwendigkeit erheblicher Investitionen. Ihre technischen Anlagen zu modernisieren und den Produktionsablauf zu rationalisieren, sei schlechthin die Lebensfrage der westdeutschen Eisen schaffenden Industrie. Doch war aus dem Munde berufener Sprecher zu hören, daß die Eisen schaffende Industrie nicht die Absicht hat, den Eisenpreis in unangemessener Weise zum Zwecke der Investitionsfinanzierung heraufzusetzen. — Dabei bleibe zu berücksichtigen, daß ein Großteil der Hüttenwerksanlagen an der Ruhr immer noch veraltet sei.

Zur Konjunkturpolitik der Bundesregierung sagte Dr. Schroeder, daß die Eisen- und Stahlindustrie es für richtig empfände, wenn die Bundesregierung durch steuerpolitische und sonstige Maßnahmen die Investitionsmöglichkeiten in Engpaßgebieten zu verstärken und überall dort einzuschränken suche, wo sie im Augenblick nicht unbedingt notwendig erschienen oder nur den Erwägungen entsprängen, steuerliche Möglichkeiten nicht unausgenutzt zu lassen. In diesem Zusammenhang sei von einem Sprecher der Eisen schaffenden Industrie schon vor einiger Zeit der Vorschlag gemacht worden, den Werken die Bildung steuerlich begünstigter Aufbau- und Rationalisierungsrücklagen zu gestatten, die auch in ihren Abschreibungsmöglichkeiten den bereits durchgeführten Investitionen gleichgestellt werden sollten. Ebenso begrüße die Eisen- und Stahlindustrie eine stärkere Förderung des steuerlich begünstigten Sparens, damit unter freiwilligem Konsumverzicht diese Mittel zunächst für den wichtigeren Investitionssektor gebunden würden. — Mit dem Dank an die Belegschaften schloß Dr. Schroeder seine Ausführungen.

Damit beschloß Dr. Gerh. Schroeder gleichzeitig seine von Erfolg getragene zweijährige Tätigkeit als Vorsitzender der Wirtschaftsvereinigung. Er wird abgelöst durch den Vorsitzer des Vorstandes der August-Thyssen-Hütte AG, Bergassessor Hans-Günther Sohl.

—nd

So ein Leichtsinn!

Mit einer Kündigung des Arbeitsverhältnisses wurde der Leichtsinn eines beim Maschinenbetrieb der Feinstraße beschäftigten Werksangehörigen H. bestraft. Nachdem er sich bei seinem Vorarbeiter kurzfristig abgemeldet hatte, um für sich und seine Kollegen Wasser zu holen, benutzte H. diese Zeit dazu, auf dem Trägerplatz einen Landsmann zu besuchen, der dort als Kranführer eingesetzt sein sollte. Unbemerkt stieg er auf den Trägerkran I, um seinen Kollegen zu suchen. Er gelangte bis auf die Plattform des Führerkorbes, wo er sich dem Kranführer durch Klopfen bemerkbar machte. Da der Kran nur bei einer bestimmten Stellung der Laufkatze begangen werden kann, waren der Aufstieg auf den fahrenden Kran und insbesondere der Weg zum Führerkorb lebensgefährlich. Der Kranführer forderte daher den „Ausflügler" auf, bis zum Absetzen der an dem Kran hängenden Bramme zu warten. Der Kranführer wollte die Katze des Krans in die entsprechende Stellung fahren, damit H. den Kran auf dem vorgeschriebenen Wege verlassen konnte. Doch dann hörte er einen Schrei. H. hatte die Plattform eigenmächtig verlassen und war an der mit 220/380 Volt geladenen Stromschiene über dem Führerkorb hängen geblieben. Erst als ein anderer Kranführer, nachdem er sich vorher überzeugt hatte, daß keine Absturzgefahr bestand, den Hauptschalter herausriß, kam H. frei. Mit Verkrampfungen im rechten Arm mußte er ins Krankenhaus eingeliefert werden. Nach der Ansicht des Arztes erlitt er eine Schulterverrenkung, durch die er voraussichtlich fünf Wochen krankfeiern muß, hatte jedoch dabei noch ein fast unglaubliches Glück, mit dem Leben davongekommen zu sein.

Werksorchester spielt Strauß-Walzer

Dem am 5. 6. stattgefundenen Unterhaltungskonzert unseres Werksorchesters folgen am 12. und 19. Juni 1956 im Werksgasthaussaal noch zwei weitere Konzerte mit beliebten Strauß-Melodien. Die Konzerte beginnen um 20 Uhr (Einlaß ab 19 Uhr). Eintrittskarten sind gegen einen Unkostenbeitrag von 50 Pfennig in der Werksbücherei, bei den Mitgliedern des Orchesters und an der Abendkasse erhältlich.

thyssenkrupp Corporate Archives

Sorgenkind: Unsere Konjunktur

Professor Wessels: Aktivierung des Spargedankens durch steuerliche Maßnahmen

Als zu Beginn des Frühjahrs die Bank deutscher Länder ihren Diskontsatz um ein Prozent auf 4½ Prozent erhöhte, zeichneten wir in einem längeren Artikel (vgl. Ausgabe 6/56 „Wohin treibt unsere Wirtschaft?") die Hintergründe dieser Maßnahme auf. Nun hat die Länderbank, die Hüterin unserer Währung, den Diskont abermals um ein Prozent erhöht. Wir wissen, daß dies auf der Jahrestagung des Bundesverbandes der Deutschen Industrie zu lebhaften Angriffen gegen die Finanz- und Wirtschaftspolitik der Minister Schäffer und Erhard führte, wobei der Bundeskanzler seine beiden Ressortminister desavouierte. Immerhin: es hat den Anschein, als hätten sich in der Zwischenzeit die Wogen in Bonn wieder geglättet. Aber dennoch, es war ein Paukenschlag: Unsere Wirtschaftspolitik, das Pro und Contra um die Konjunktur, war mehr denn je in das Licht der Öffentlichkeit gerückt. Unter diesem besonderen Aspekt war man gespannt auf einen Vortrag von Universitätsprofessor Dr. Theodor Wessels, der als Studienleiter der Verwaltungs- und Wirtschaftsakademie Oberhausen über „Die gegenwärtige Wirtschaftslage der Bundesrepublik" sprach. Der bekannte Nationalökonom gab aus wissenschaftlichem Blickfeld dann auch eine interessante Zusammenfassung der einzelnen Probleme. — Besondere Beachtung dürften in diesem Zusammenhang auch die Ausführungen von Dr. Gerhard Schroeder finden, die der diesjährigen Jahrestagung der Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie das besondere Gepräge gaben. (Vgl. Seite 112 dieser Ausgabe.) Dr. Schroeder vertrat zu den hier von Professor Wessels behandelten Problemen den Standpunkt der westdeutschen Eisen schaffenden Industrie.

Wer jedoch konkrete Stellungnahmen von Professor Wessels zum Konflikt um die Konjunkturpolitik erwartet hatte, sah sich enttäuscht. Statt dessen gab der Referent aus der Sicht des Wissenschaftlers einen Überblick über die zum Teil komplizierten Zusammenhänge, womit er aber gleichzeitig dem in Fragen der Nationalökonomie nicht methodisch gebildeten Zuhörer die Möglichkeit bot, in die verhältnismäßig schwierige Materie einzudringen. Er ging davon aus, daß eine Hochkonjunktur Sorgen und Probleme auslöse, die jedoch nicht von gleicher Bedeutung seien mit den von einer Depression ausgehenden Kümmernissen. Es sei jedoch Aufgabe aller verantwortungsbewußten Wirtschaftspolitiker, gegen die auf weitere Expansion drängenden Interessenten anzukämpfen, wie es umgekehrt in der Depression ihre Aufgabe sei, das Gegenteil zu tun. Alle Welt, so führte Prof. Wessels sinngemäß aus, sei sich heute darüber einig, daß in dem Stadium der sich ausdehnenden Vollbeschäftigung, in dem wir uns erfreulicherweise befinden, beizeiten einige Bremsen gezogen werden müßten, damit der erwünschte Konjunkturzustand so lange wie möglich erhalten bleibe. Wenn man von „Übersteigerung" oder „Überhitzung" der Konjunktur spreche, so sei damit folgender Tatbestand gekennzeichnet: Die Nachfrage nach Waren und Dienstleistungen ist stärker gestiegen als die Produktion, und es wird damit gerechnet, daß sie in der nächsten Zeit noch schneller zunehmen wird; das wiederum veranlaßt viele, sich nach Möglichkeit rasch einzudecken, und bewirkt so eine zusätzliche Vermehrung der Nachfrage.

Bei der Nachfrage kann man, grob genommen, unterscheiden zwischen Massenkaufkraft, die im wesentlichen von den Löhnen und Gehältern sowie zu einem bescheidenen Teil von den Einkünften aus Renten ausgeht und dem Auftragsbestand an Investitionsgütern. Auf allen Teilbereichen steigt die Nachfrage, was zu einem Mißverhältnis zwischen Angebot und Nachfrage geführt hat. Auf fast allen Teilgebieten unserer Wirtschaft hat die Güternachfrage die Produktionszunahme hinter sich gelassen, was sich besonders in den Grundstoff- und Investitionsgüterindustrien bemerkbar macht. Das hat zur Folge, daß die Preise im Durchschnitt — doch nicht auf allen Gebieten – sich erhöht haben und man mit einem weiteren Ansteigen rechnet. Wodurch auf der anderen Seite selbstverständlich Lohnwünsche geweckt werden. Die Tatsache, daß seit März die Preise für Grundstoffe und industrielle Erzeugnisse nicht weiter anstiegen (sogar Preissenkungen bekannt wurden), begründet keineswegs die Auffassung, daß die Preisstabilität fürs erste außer Gefahr ist. Nach dem letzten Konjunkturbericht des Bundeswirtschaftsministeriums ist der Lebenshaltungskostenindex (1950 = 100) von 112 im Februar auf 113 im März (gegen 108 im März 1955, Anstieg im letzten Jahr also fast 4 v. H.), der Index der Einzelhandelspreise sogar noch etwas stärker gestiegen.

Nun, so gab Prof. Wessels zu bedenken, wären einige Leute der Ansicht, die Konjunktur einfach laufen zu lassen, die Preise also klettern zu lassen, bis dadurch automatisch ein Teil der Nachfrage ausfalle. Doch bei der augenblicklichen Tendenz, die auf eine noch nicht abzusehende Expansion im Investitionsgüterbereich gerichtet ist, könne man ohne Prophetie voraussagen, daß dies ein Wagnis bedeute. Hinzu komme die psychologische Seite des Problems, das darin besteht, daß das deutsche Volk gegenüber jeder Minderung des Wertes der Währung sehr mißtrauisch ist. Es wäre daher verfehlt, den Dingen ihren Lauf zu lassen. Vielmehr komme es darauf an, durch entsprechende wirtschaftspolitische Maßnahmen die Gesamtnachfrage mit dem realen Leistungsvermögen der Volkswirtschaft so weit in Einklang zu bringen, daß die Stabilität des Preisniveaus und damit die Aufrechterhaltung eines kontinuierlichen Wachstums gewährleistet würden.

Das Grundproblem unserer Hochkonjunktur sieht Professor Wessels darin, daß die Industrie zuviel Geld zu Investitionen zur Verfügung habe. Damit ist gesagt, daß das Problem unserer Konjunktur gleichzeitig ein Problem der Geldmenge ist, das bedeutet nicht zuletzt ein Problem der Kreditmenge. Nun ist die Regulierung des Geldwesens in einer Marktwirtschaft weitaus schwieriger als in einer Zentralwirtschaft, was nicht zuletzt die Diskonterhöhung zeigte, an deren Blitzstrahl sich eine regelrechte Kabinettskrise entzündete. Eine Sanierung des Kapitalmarktes verspricht Professor Wessels sich beispielsweise von einer Bereinigung des Abschreibungsproblems. Übertriebene Abschreibungsmöglichkeiten trieben die Industrie geradezu in einen Investitionstaumel und sogar zu Fehlinvestitionen, wenn — wie heute — Investitionen durch Abschreibungen finanziert würden, müsse jeder Unternehmer den Tag fürchten, von dem an er nicht mehr abschreiben könne. — — Nun, man kann hierüber auch anderer Meinung sein. Der Ast, auf dem wir alle sitzen, ist und bleibt unsere Investitionstätigkeit, denn sie sichert unsere Wettbewerbsfähigkeit auf dem Weltmarkt. Schließlich investieren wir ja nicht ins Blaue hinein. Schon in Ausgabe 6/56 vertraten wir in dem oben erwähnten Artikel die Ansicht, daß im gegenwärtigen Zeitpunkt der technischen Entwicklung viele Werke regelrecht dazu gezwungen sind, ihre Produktionsverfahren zu modernisieren, denn nur eine rationalisierte Wirtschaft, die zur Erhaltung ihrer Wettbewerbsfähigkeit gewaltige Investitionen auf sich nahm, wird letzten Endes ein bestimmtes Preisniveau halten können. Das bedeutet aber auch, daß man der Industrie ausreichende Abschreibungsmöglichkeiten belassen muß.

Auf die Frage einer womöglichen Steuersenkung eingehend, meinte Prof. Wessels, daß es wohl in jedem Falle zu einer Auflösung des Juliusturmes kommen werde, sei es nun durch Steuersenkung oder durch Abbau durch die öffentliche Hand. Daß wohl eine generelle Steuersenkung auf den ersten Blick mehr Vorteile verspricht als ein Abbau durch die öffentliche Hand, wird dadurch bekräftigt, daß die wohl stärksten Impulse unserer konjunkturellen Intensivierung während der letzten beiden Monate ausgerechnet von der öffentlichen Hand ausgingen, sei es nun durch die öffentliche Bautätigkeit oder die jetzt anlaufende Aufrüstung. — — Was aber soll im Falle einer generellen Steuersenkung aus den dadurch freiwerdenden Geldmengen werden?

Prof. Wessels sieht einen Ausweg darin, indem die Wirtschaft, die in der Hauptsache ihre Investitionen durch Kredite finanziert, das Geld schneller an die Gläubiger — in den meisten Fällen an die Großbanken — zurückzahlt. Auf die Massenkaufkraft bezogen, was nicht ohne Einfluß auf die konjunkturelle Entwicklung der Konsumgüterindustrie bleiben wird, befürwortete er die Aktivierung des Spargedankens. Durch steuerliche Maßnahmen, so meinte er, müsse ein wirksamer Anreiz dafür geschaffen werden, daß die Lohn- und Gehaltsempfänger einen wesentlich größeren Teil ihres Einkommens als bisher sparen, damit auf diese Weise der Verbrauch auf ein vernünftiges Maß zurückgeführt und zugleich Kapital gebildet werde.

Karl-Heinz Sauerland

Die neuen Verkehrszeichen und ihre Bedeutung


Kinder


Bewegliche Brücke



Gefährliches Gefälle


Gebot für Kraftfahrzeuge, Verbot für alle anderen Verkehrsteilnehmer


Ende der Geschwindigkeitsbeschränkung


Rechts vorbeifahren


Links vorbeifahren


Vorgeschriebene Fahrtrichtung: Rechts


Vorgeschriebene Fahrtrichtung: Rechts


Vorgeschriebene Fahrtrichtung: Geradeaus


Vorgeschriebene Fahrtrichtung: Links


Vorgeschriebene Fahrtrichtung: Rechts oder links


Vorgeschriebene Fahrtrichtung: Rechts oder geradeaus


Kreisverkehr Vorgeschriebene Fahrtrichtung: Rechts

thyssenkrupp Corporate Archives

KUNST FÜR UNSERE ZEIT
ZEIT FÜR UNSERE KUNST

Am 14. Juni wird Bundespräsident Heuss in Recklinghausen die 10. Ruhrfestspiele eröffnen. Aus kraftvoll-spontanem Geist geboren, sind diese Festspiele für die schaffenden Menschen an Rhein und Ruhr zu einer ebenso schönen wie verpflichtenden Tradition geworden, verbunden mit dem Auftrag, dem Wahren und Schönen zu dienen. Der Schriftsteller Ernst Schnabel hielt im vergangenen Jahr in Recklinghausen eine vielbeachtete Rede von großer kulturpolitischer Bedeutung. Seine Worte veranschaulichen uns Sinn und Rang der Ruhrfestspiele.

Die deutsche Arbeiterschaft schuf sich hier, in Recklinghausen, in ihrem Herzen also, ein Symbol, einen Mittelpunkt. Einen Mittelpunkt ihres Jahres, ihres Lebens und Denkens und ihrer Bedeutung als geistige Macht. Sie schuf sich hier ihre Bühne für die Kunst, und sie verfuhr großzügig, großherzig und souverän dabei: Es hätte nahegelegen, diese festliche Bühne ganz mit Eigenem zu füllen, mit den Zeugnissen eigener künstlerischer Bemühungen, mit redlichem Laienspiel etwa, und nichts, auch nicht das geringste wäre dagegen einzuwenden gewesen. Aber: hier waren Großherzigkeit und Souveränität am Werke: Die Arbeiterschaft lud sich — mit einer fast herrischen Geste — gerade das Repräsentativste, und nicht nur das Repräsentativste, sondern auch das Neue, das Mutigste aus der deutschen Kultur- und Theaterarbeit zu Gast, um Kunst zu machen für unsere Zeit und Zeit zu haben für unsere Kunst. Der Erfolg konnte nicht ausbleiben. So viel Großherzigkeit hat ihre Folgen. Recklinghausen ist ein Ziel geworden, ein Ziel für die Jahresarbeit des zur Mitwirkung aufgerufenen deutschen Theaters, eine Messe großer und mitunter experimenteller Unternehmungen, ein Ziel für suchende Theatergänger.

Es schränkt, was ich sagte, nicht ein, wenn ich hinzufüge, daß sich die so schöne und fruchtbare Tradition der Ruhrfestspiele unter günstigen Voraussetzungen entwickeln dürfte, in einer Zeit nämlich, in der es bei uns mit manchem anderen auch recht gut voranging. Mit dem Wiederaufbau unserer zerstörten Städte zum Beispiel, mit der Entwicklung unserer industriellen Produktion, mit der Entwicklung und Konsolidierung des Arbeitsmarktes. Wir gewannen auch als Staatswesen Ansehen zurück und die politische Souveränität. Wir sind aufgefordert, mitzuspielen im Orchester der Völker, und wenn man uns auch nicht eine Erste Geige anvertraute, wie manche es unter uns eigentlich für richtig hielten, und auch das gemütvolle Cello nicht, wie andere es sich wünschten — wir spielen mit, das heißt: man hat Vertrauen, daß wir das Konzert nicht wieder „schmeißen", wenn Sie mir erlauben, in diesem Augenblick ein Wort aus der Musiksprache zu verwenden.

*

Es fällt die Eröffnung der Ruhrfestspiele also auf eine Stunde, die sich in den Gemütern forscher, gutaufgelegter und einigermaßen selbstbewußter Zeitgenossen etwa malt wie ein Sommermittag bei den französischen Impressionisten: Ein Gemisch aus Schatten, gewiß, aber es sind natürliche Schatten, und die freundliche Saat der obligaten Sonnenkringel kommt hinzu. Kurz und mit einem Wort: Wir leben in einer begünstigten Stunde. In einer Epoche, die man — zu unserer Ehre darf wohl gesagt sein, daß ein Ausländer es als erster tat — „Das deutsche Wunder" nennt, in einer guten, nicht satten, aber doch einigermaßen gesättigten Stunde, in einem Land und in einem Volk, das vor zehn Jahren noch wenig oder gar keine Hoffnung hatte, dem Zustand der Sättigung je wieder so nahezukommen. — Das ist die rechte Stunde, ein Fest zu beginnen.

Aber es ist eine merkwürdige, eine unruhige Stunde in meinem Leben, im Leben eines Mannes, der sich für Festreden nicht gemacht fühlt, der lieber zweifelt als lobt und glaubt und der sich diesen Charakterzug wahrhaftig nicht als persönlichen Vorzug bucht; der aber in diesem Augenblick das Recht ganz auf seiner Seite fühlt, das Recht zu zweifeln, die Pflicht zu zweifeln:

Ich bin nicht der erste und ich bin wahrlich auch nicht der einzige, der das Wort vom „deutschen Wunder" nicht liebt. Keines je entwickelte sich schneller und unaufhaltsamer zu seiner eigenen Karikatur. Es wäre beruhigend, wenn man wissen dürfte, daß daran allein die Dummheit und Schamlosigkeit derer schuld ist, die es aus jener ausländischen Zeitung in den eigenen öden Sprachschatz übernahmen. Es wäre beruhigend, wenn man das wissen dürfte — aber man darf es nicht. Es gibt noch andere Gründe, schlimmere. Wer ein Gewissen hat für sich und seine Zeit, wer ein Gewissen überhaupt besitzt, muß spüren, daß in unserem „deutschen Wunder" kein Funke brennt.

Ich will jetzt nicht in den Chor derer einstimmen, die sagen, die Restauration sei bei uns am Werke, obwohl ich ihnen recht gebe. Unser Vaterland restauriert sich. Aber wenn sich eine Erkenntnis erst in einem Schlagwort gefangen hat, verkrustet sie, wird steril, taub und fossil. Da ist mir das Schlagwort von unserem „Wunder" beinahe noch lieber. Es ist bei uns ja auch einiges geschehen, was einen verwundern kann und darf! Nur — ich sehe keinen Funken darin brennen. Damals, vor zehn, vor neun, vor acht Jahren, damals brannte es, unter uns und in uns. Da brannten Scham und vage Hoffnung, da brannten Ideen, da brannte das „Nie wieder!" und das „Jetzt endlich!" — tausend Funken. — Mir kamen neulich Hefte einer Jugendzeitschrift in die Hand, die es damals gab und die heute längst gestorben ist, am Mangel an Nachfrage. Es handelte sich keineswegs um ein literarisches, ins Avantgardistische hochgestochenes Blatt, keineswegs, sondern um eine Publikation auf schauderhaftem Papier mit groben, aber echten Fotos, mit unbeholfenen, der Kunst des feineren Floretts noch ganz ungewohnten — aber echten Einfällen und Ausführungen. — Vorbei. Niedergeschrieben vom Rufe nach entspannender Lektüre, nach dem „Schönen im Dasein", nach der freundlichen Illusion für Herzen, die an Grobem, Rauhem, Schwerem ohnehin genug zu tragen hätten.

*

Nun, ich habe nichts gegen die Entspannung einzuwenden, nichts gegen das Schöne und die Illusion, durchaus nicht. Aber ich habe den Verdacht, daß es Entspannung merkwürdigerweise nur in der Spannung, daß es das Schöne nur in der Wahrheit und gute Illusionen nur vor dem Hintergrund der Zukunft gibt. Das mag naiv sein, vielleicht, aber mir scheint gefährlicher naiv zu sein, was wir getan haben, als wir die tausend Funken, die uns brannten, gegen den — Komfort vertauschten.

Wir dürfen uns einiges zugute halten auf das „Wunder" dessen, was wir erreicht haben, aber — ich wiederhole es: Es brennt kein Funke in diesem „Wunder". Funken brennen immer in der Mitte. Unser „Wunder" hat keine Mitte, keinen Geist. Es hat Bestand, vielleicht. Gott gebe, daß es Bestand habe. Aber es hat keine Zukunft. Zukunft ist mehr als Bestand ohne Ende. Zukunft ist Bestand plus Wirkung ins Weite.

Mir ist nicht wohl in unserer westdeutschen Gegenwart, und ich weiß, daß ich dieses Unbehagen nicht mit den schlechtesten Deutschen teile, ein Unbehagen, das sich aus mancher Beobachtung und vielen Gedanken speist, vor allem aber aus einem: Wir wünschen uns die Wiedervereinigung beider Deutschland, wir wünschen uns nichts sehnlicher. Daß wir Veranlassung und Recht zu diesem Wunsche haben, braucht nicht diskutiert zu werden. Aber haben wir ein Recht, unseren Wunsch so laut, so gebieterisch in die Welt — und vor allem: über die Elbe hinaus zu rufen? Haben wir denen, von denen wir uns so sehnlich wünschen, sie möchten zu uns zurückkehren dürfen — werden wir ihnen überhaupt etwas zu geben haben, wofür sich ihr Weg zu uns lohnt? Was Zukunft verspricht? Was uns alle in gutes Feuer zu setzen vermag? — Der Welt gegenüber dürfen wir uns auf das Recht aller Nationen berufen, auf das Recht, beieinander, bei sich selbst zu Hause zu sein. Worauf aber berufen wir uns, wenn die Welt uns nicht zuhört?

*

Wir werden nicht ganz mit leeren Händen dastehen, wenn die Stunde schlägt. Wir haben unser „Wunder", von dem die Rede schon war, und wir werden die wunderbare Möglichkeit haben, unsere Brüder an ihm vollen Teil haben zu lassen. Vielleicht wird dann das „Wunder" noch viel besser funktionieren als heute schon, gesetzt den Fall, daß das wünschenswert wäre. Vielleicht genügt, was wir haben, für den Anfang. Aber: Der Anfang wird vorübergehen, und es wird der Moment kommen, wo wir uns alle gemeinsam fragen werden: Wohin nun? — Das wird ein schwieriger Augenblick. Wir haben ja kaum ein echtes, rechtes Alibi, wenn man uns fragt, woher wir kommen. Gewiß, man wird uns nicht nachsagen können, wir hätten uns Diktatur und Tyrannei bieten lassen, aber das... — nun, ich meine, daß da vielleicht die Zeitumstände und die Gunst unserer geographischen Lage doch tüchtiger waren als wir selbst. — Und im übrigen? — Vielleicht wird, wenn das große rechnende, abrechnende Selbstgespräch in unserem wiedervereinten Volke beginnt, vielleicht wird dann vom 17. Juni nicht die Rede sein. Ich weiß es nicht. Aber Rebellen sind für gewöhnlich stolz, und es wäre ihnen schon zuzutrauen, daß sie sich auf ihre eigenen Taten eines Tages nicht beriefen. Doch wir, wir aus dem Westen, wir werden den 17. Juni bedenken müssen, heute und dann, die Kraft, den Funken, der da in hunderttausend Herzen brannte. Und wir werden uns dann so wenig wie heute sagen dürfen: Es war und ist nichts da bei uns, wogegen zu rebellieren not gewesen wäre. Es ist etwas da: Der korrupte Zustand der Leere, Kälte und selbstgefälligen Gedankenlosigkeit zum Beispiel, der bei uns herrscht.

Wir dürfen, hier unter Freunden, einen der wenigen und den mächtigsten Versuch beobachten, diesen Zustand zu beenden. Nicht, daß ich glaubte, es genüge oder es sei überhaupt möglich und erlaubt, eine Tat wie die des 17. Juni mit der Beschäftigung mit Kunst allein aufzuwiegen. Sie kann nicht aufgewogen werden. Mit nichts. Aber man kann Mut beweisen, und Mut gilt in einem solchen Zusammenhange, Mut zählt. — Wer sich mit Kunst befaßt, läßt sich herausfordern. Nur Mutige lassen sich herausfordern zum Denken, zum Abenteuer. Zum Abenteuer unserer Zeit und Zukunft. Und es macht Hoffnung, daß dieser

thyssenkrupp Corporate Archives

Mut von unten kommt. Aus der Arbeiterschaft. — Ich habe sehr bewußt soeben gesagt „von unten". Ich bin Partei, gewiß, aber im Augenblick geht es gar nicht um Parteien; und daß ich Partei bin, war es auch nicht, was mir dieses Wort eingab, sondern das Bewußtsein, daß alle Gewächse ihre Wurzeln unten haben, auch die Zukunft. Es gibt gewisse tropische Bäume zwar, die ihre Wurzeln in die Luft strecken, aber die wachsen auch nicht in den Himmel und sie gedeihen nicht gut in unserem Klima. — Ich bin überzeugt, daß die Geschichte den hierarchischen Wert der verschiedenen Plätze am gemeinsamen Tische der Nation gründlich geändert hat. Zum Beispiel auch hier in Recklinghausen, wo man Mut, rechten Mut zu beweisen bereit ist. Und Mut ist der erste Funke, der in einem Volke brennen kann.

*

Kunst für unsere Zeit — Zeit für unsere Kunst. Ich habe nichts weniger vor, als mit diesem Satze, mit seiner ersten Hälfte vor allem, unser Gespräch auf die Frage zu lenken, ob die Kunst, ob die uns nötige Kunst sich an die Zeit engagieren solle oder nicht. Dieses Thema ist über Bedarf schon strapaziert worden. Ich glaube, daß Kunst, sofern es sich um Kunst wirklich handelt, immer an die Zeit engagiert ist, und daß auch das leiseste Eichendorff-Gedicht noch genauso unausweichlich aus der Zeit kommt und in die Zeit wirkt wie die wichtigen und aktuellen Bücher, die etwa Koeppen, Andersch oder Böll aus unserer Zeit und in unsere Zeit hinein geschrieben haben. Kunst ganz außer der Zeit ist nicht denkbar. Zeit außer der Kunst aber, Zeit ohne Kunst, das gibt es, und es ist schlimme Zeit. Der Recklinghausener Versuch der deutschen Arbeiterschaft, unsere Zeit an die Kunst zu engagieren, ist nötig, und er ist großartig. Ich will nicht sagen, daß es ein Versuch in letzter Minute sei. So etwas kann man immer erst sagen, wenn auch die letzte Minute vorbei ist. Aber es ist hohe Zeit in Deutschland, daß er geschieht. Es ist ein gedankenreicher und phantasievoller Versuch. Daß die Arbeiterschaft ihr Recht auf Arbeit, ihr Recht auf Brot geltend macht, und daß ihre Gewerkschaften dieses Recht vertreten, ist selbstverständlich. Aber daß die Arbeiterschaft nach Kunst fragt, und daß der Deutsche Gewerkschaftsbund diesen Drang formuliert, ihm Gestalt gibt und Wirklichkeit, ihm die Szene schafft, auf der Kunst nun geschehen soll, die Arena für Herausforderer und ein Publikum, das herausgefordert werden will — das ist nicht selbstverständlich und gewöhnlich. — Es mag sein, daß in diesem Augenblick unsere Freunde vom Vorstand des Deutschen Gewerkschaftsbundes im stillen den Fries der Schwierigkeiten repetieren, die es zu überwinden galt, ehe aus dem großen Einfall Wirklichkeit werden konnte, und es hat Schwierigkeiten sicherlich in Fülle gegeben. Warum auch nicht?

Es war nicht zu erwarten, daß jedermann von vornherein wissen mußte, daß das, was hier geschehen und sich von Jahr zu Jahr erneuern sollte, wichtig und über die Maßen nötig sein würde. Es gibt auch unter Arbeitern und Gewerkschaftern Leute, für die Kunst so ferne und interessant ist wie der Stern Sirius. Was Wunder? Es gibt doch auch gewisse Fabrikbesitzer in München, Kaufleute und Oberlehrer in Hamburg und Ministerialdirektoren in Bonn, denen man Mozart vorspielen kann, und es geschieht ihnen nichts. Gar nichts. Sie fassen sich erschrocken ans Ohr, das ist alles. — Die Banausen sind eine klassenlose Gesellschaft. Sie sind aber ungefährlich, solange ihr Stil nicht zum allgemeinen Prinzip wird.

*

Manches, was sich hier vor einem unbestechlichen Publikum sehen lassen wird, wird in Ehren bestehen, anderes vielleicht wird durchfallen. Diejenigen unter uns, die es übernommen haben, hier Kunst lebendig zu machen, hier die Herausforderer zu spielen, werden es nicht leicht haben. Aber wer besteht, hat eine große Prüfung bestanden. Kunst kann in unvoreingenommenen Händen die merkwürdigsten Schicksale haben. — Ich habe eines der schönsten Bücher, die ich je in meinem Leben las, eines der bewegendsten und das unvergeßlichste, vielleicht, vor vielen Jahren im Seesack eines alten Bootsmanns gefunden. Da steckte es, zusammen mit einem halben Dutzend Groschenschwarten — denn die Unbestechlichkeit und Unvoreingenommenheit darf auch Scharteken lesen, ohne Schaden zu nehmen —, da steckte es und war seit Jahren über die Meere gereist. Die hundert Eselsohren, die hundert Spuren von Teerfingern, die es aufwies, hatten es nicht schmutzig gemacht, nicht schmutzig, o nein, die Teerfinger hatten sich das Buch recht angeeignet. — Ich habe es gelesen damals, aber ich weiß bis heute weder seinen Titel noch seinen Autor, denn Umschlag und Titelblatt fehlten. Sie waren ihm während der Reisejahre abhanden gekommen. Ein hartes, ehrliches Leben unter Männern hatte ein Stück Kunst auf das Wichtigste reduziert, auf den Inhalt nämlich.

Es spielt keine Rolle, welche Stücke, was an Aufführungen hier in Recklinghausen durchfällt, und wie viele es sein werden. Der Filter, den die Kunst hier zu passieren hat, ist feiner als das Sieb der Stadttheaterabonnenten. Dafür ist das unvoreingenommene und unerbittliche Publikum der Arbeiterschaft aber bereit, sich selbst auch durch das Sieb der Kunst filtern zu lassen, auf Gnade und Ungnade. Beide Seiten haben hier zu bestehen, Kunst und Publikum. Beide wollen hier voreinander bestehen. Es wird Mut und Blut und Schweiß kosten, auf beiden Seiten, aber das alles wird sich lohnen.

Für die Kunst, denn sie hat hier ein großes, das größte Publikum zu gewinnen. Und für die Arbeiterschaft, die sich erwerben will, was manchmal ganz verloren scheint: die Kunst als Leuchtfeuer in der Zeit.

*

Der Deutsche Gewerkschaftsbund hat zu diesen Festspielen eingeladen, die deutsche Arbeiterbewegung, die, wie manche meinen, das Ihre eigentlich hinlänglich tut, wenn sie auf das Recht auf Arbeit und das Recht auf Lohn und Brot pocht. Sie tut mehr als das, hier in Recklinghausen. Recht auf Arbeit — Recht auf Lohn und Brot, gut — aber was verbindet uns eigentlich mit der Kunst? Ein Recht? Darüber wäre nachzudenken. Im Augenblick soll nur gesagt sein: Lust. Die mutige Lust auf Kunst. Der Deutsche Gewerkschaftsbund, die Stadt Recklinghausen und das Land Nordrhein-Westfalen geben ihr hier in diesen Tagen große Gelegenheit. Das ist ein phantasievoller Einfall, eine große politische und humane, eine große soziale Tat.

Wenn diese gleiche Gewerkschaftsbewegung heute kürzere Arbeitszeit fordert, so ist das guter Alarm. Sie hat bewiesen, sie beweist hier in Recklinghausen, daß sie nicht nur egoistischer, sondern großer, allgemeiner und fürs Allgemeine verantwortlicher Gedankengänge fähig ist wie weniges sonst in Deutschland. Niemand hat das Recht zu vermuten, der Deutsche Gewerkschaftsbund wollte mit seiner Forderung nichts anderes und nicht mehr provozieren als Freiheit von der nationalen Pflicht zur Arbeit. Diese Vermutung gibt es; und sie gibt es merkwürdigerweise gerade bei denen, die in ihren stillen Stunden bei sich selber meinen, wir lebten alle zusammen in einer verteufelten Zeit. In einer Epoche, denaturiert durch die Technik, unbehaglich und unerträglich nervös gemacht durch den immer schneller, sinnlos schnell rotierenden Kreislauf von Produktion und Verbrauch. — Es kann kein Zweifel sein, wir haben die Technik, und wir haben auch den gefährlich surrenden Kreisel unserer modernen nationalen und Weltwirtschaft. Aber ich kann den besorgten Seelen nur antworten, was hundert andere ihnen auch schon gesagt haben, beschwörend: Die Technik und der surrende Kreisel werden uns niederwalzen, wenn wir nicht die einzige Chance, den einzigen Sinn, der in ihnen steckt, wahrzumachen verstehen: die Möglichkeit nämlich, aus dem bedrohlichen Perpetuum mobile ein nützliches Werkzeug zu machen, fähig, uns Zeit zu schenken, Lebenszeit und Freiheit für uns selbst.

Der Deutsche Gewerkschaftsbund will Freiheit gewinnen, gewiß, mehr Freiheit für die Arbeiterschaft, aber nicht Freiheit von Pflichten, sondern Freiheit für Pflichten. Zum Beispiel Freiheit für ein immer menschenwürdigeres Leben. Arbeiten ist nationale Pflicht, aber Leben auch, Leben ist wahrscheinlich die größere von beiden; zum Unheil unserer Geschichte wurde sie viel zu lange vernachlässigt. Wir sind ein tüchtiges Volk. Arbeitstüchtig. Aber die Lebenstüchtigkeit ist nie unsere Stärke gewesen. Der große Versuch von Recklinghausen beweist, daß nicht auf leere und unsinnige Lebenszeit gehofft wird, sondern auf Zeit mit Geist.

Die Ruhrfestspiele beginnen heute, wenige Tage vor dem 17. Juni, und ich glaube, daß die zeitliche Nähe dieser Daten kein Zufall ist. Wäre sie ursprünglich ein Zufall gewesen, so wäre sie jetzt keiner mehr.

*

Die große Rebellenlust auf Herausforderung durch Kunst hebt an. — Ich wünschte, die Ruhrfestspiele in Recklinghausen würden niemals als Demonstration verstanden, als Geste, Aufwand oder Mäzenatentum allein. Die Arbeiterschaft hat nicht nötig, dergleichen zu demonstrieren. Die Ruhrfestspiele sind die Gelegenheit, die Kunst an uns und unserer Zeit auszuprobieren — und uns und unsere Zeit an der Kunst. Was und wer diese doppelte, die gegenseitige Probe besteht, ist gut. Alles andere sollte sich ändern.



Der Spielplan der zehnten Ruhr-Festspiele 1956 in Recklinghausen beginnt am 14. Juni mit einer Aufführung von Goethes „Iphigenie in Tauris". Am 13. Juli wird das Ensemble der Ruhr-Festspiele mit dem gleichen Schauspiel in einer Veranstaltung des Deutschen Gewerkschaftsbundes im Stadttheater Oberhausen gastieren. Eine Einführung in das Werk gibt am 11. Juni um 19 Uhr im Werksgasthaus das Schauspielerehepaar Duran-Neumann mit Rezitationen und szenischen Auszügen.

Goethe hat den Stoff zu dieser Dichtung der griechischen Sage entnommen. Der Grundgedanke liegt in dem Siege der Menschlichkeit über die Barbarei. Von den Göttern zwangsweise in das Land der Skythen entrückt und das „Land der Griechen mit der Seele suchend", dient Iphigenie als Priesterin der Göttin Artemis. Hier im Lande der Skythen trifft sie auch ihren Bruder wieder, der als Sühne für den Mord an der eigenen Mutter das Bild der Göttin Artemis rauben soll. Als Thoas, der König der Skythen, Orest und seinen Freund Pylades töten will, rettet beide die Fürsprache Iphigeniens vor dem Tode. Tief beeindruckt von der reinen Menschlichkeit Iphigeniens, verzeiht ihnen Thoas und schenkt Orest das Bild der Göttin. Entsühnt kann nun Orest mit dem Freunde und der Schwester in die Heimat zurückkehren. „Es ist reich an innerem Leben, aber arm an äußerem", urteilte Goethe über sein Schauspiel, das eine der ergreifendsten Dichtungen seines dramatischen Schaffens ist.

„Iphigenie", Gemälde von Anselm von Feuerbach. (1829 bis 1880)

thyssenkrupp Corporate Archives



Schöpferischer Ausdruck moderner Formgebung



Gestalterische Einfälle symbolisieren industriellen Arbeitsprozeß

mmer wieder gibt die Industrie den Künstlern Anregungen zu schöpferischer Arbeit. Der Künstler dringt mit gestalterischen Einfällen in den industriellen Arbeitsprozeß ein, um freie künstlerische Absichten zu verwirklichen. So gesehen, sind die von unserem Belegschaftsmitglied Günter Steinmann (Hochofenbetrieb) geschaffenen Grafiken, die einmal zu Drahtplastiken ausgearbeitet werden sollen, der Ausdruck Bemühens zu moderner Formgebung. Hier, auf den für die Hüttenarbeit charakteristischen Motiven, die gleichsam den Zusammenklang von Kohle und Eisen versinnbildlichen, wird nicht die Schönheit der Industrie im Abbild gepriesen; hier geht es darum, die Welt der Arbeit der Technik, als das Feld großartiger gestalterischer Aufgaben zu begreifen. G. Steinmann zeigt, hier mit seinen Augen, aber auch mit seiner Phantasie, daß Kunst sich nicht in Bedingungen fesseln läßt, da eine Zweckhaftigkeit lähmen könnte — und daß Stahl als Grundstoff künstlerischer Formung eine besondere Wertung verdient.

